№ 3. Schlesische 1842.



Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 13. Januar.

Der Knappe.

Rasch aus seiner sanften Ruh
Steht der Knappe auf;
Eilt der reichen Grube zu
Mit behendem Lauf.

Doch bevor er aus der Stadt
Lenket seinen Fuß,
Winkt er freundlich auf dem Pfad
Seiner Lieb' den Gruß.

Denn obwohl ein Kittel schlecht
Seinen Leib umgiebt,
Schlägt doch drin ein Herz so recht,
Das so treulich liebt.

Und er fährt so fröhlich an,
Donnernd bricht sein Schlag
Vor dem dunklen Ort sich Bahn,
Segen folgt ihm nach.

Ist die Arbeit noch so schwer,
Schwindet durch Gesang
Ihm der Unmuth, und vielmehr
Tönt des Eisens Klang.

Kräftig Brod stärkt ihn sodann,
Kummer drückt ihn nicht;
Ist die Arbeit froh gethan,
Endet er die Schicht.

Fröhlich fährt der Knappe aus,
Stets sein Pfeifchen glüht,
Fährt mit Singen rasch nach Haus
Wo ihm Liebe blüht.

Und so bleibt er lebenslang
Heiter und gesund,
Trifft ihn selbst das Unglück bang,
Murrt doch nie sein Mund.

Denn es hebt ein Zauberwort
Seine Brust empor;
Jeder Zeit, an jedem Ort
Grüßt das Knappenchor:
Glück auf!

F.....d.

Die Christ-Bescherung.

(Erzählung aus dem Leben.)

(Fortsetzung.)

„Ich erinnere mich gar wohl der Stunde, wo ich diesen armen Schelm kennen lernte und die uns zu Freunden machte. Es waren Ferien und fast alle Musen ihrer Heimath zugeeilt; ich aber gehörte zu Denen, die da blieben, denn zu der so weiten Heimreise von ziemlich dreißig Meilen mangelte mir Baarschaft; da ich keine Eltern mehr hatte, auch der Verwandten nur wenige, die noch entfernter wohnten, überdem keinesweges zum Crösusgeschlecht gehörten, in Wittenberg das Convict meinen Hunger stillte, ich auch in einigen Häusern Zutritt hatte, wo es eine Aetzung gab: was sollte ich also erst die weite Reise beginnen? Nein, dachte ich, ich bleibe hier, die Vormittage verbringe ich mit Studiren und an den Nachmittagen will ich meine Freiheit genießen; auch will ich zuweilen einen Landpfarrer heimsuchen und ihm eine Predigt mitbringen. So dachte ich und that es auch; aber die Pfarrer blieben unbesucht, da mir ein anderer Beruf ward.

„Ich ging einst beim Nachbarhause vorüber, unter dessen Thüre der Hausbesitzer stand, mit dem ich bald in ein Gespräch kam, bei dem ich erfuhr daß er einen Studenten im Hause habe, der schlimm daran sei und den Krankheit bereits seit acht Tagen im Bett halte. Tarnow, dies war der Name des Kranken, gehörte zwar nicht in den kleinen Kreis meiner speziellen Freunde, aber doch war er mir bekannt als ein sehr eingezogener, fleißiger, geschickter, aber sehr armer Student. Ich ließ mich in sein Stübchen führen, das wohl eins der ärmlichsten, freilich auch wohlfeilsten war; der ganze Raum enthielt nichts als einige Bücher auf dem Bücherbrette und die wenigen Kleider auf dem Stuhle neben dem Bette. Leise trat ich ein. Ich hörte das Stöhnen des Kranken — mich dünkte, er bete; ich sah, daß er die abgemagerten Hände gefaltet hielt; außerdem gewahrte ich außer einem Glase Wasser auch nicht das Geringste, was ihm hätte Arznei oder sonstige Erquickung sein können; auch war sein Bette so ärmlich, daß es zu wundern war, wie es ihn in der gegenwärtigen Herbstzeit wärmen mochte. Mich jammerte des Armen.

„Lieber Tarnow,“ sprach ich, jetzt näher tretend, „so eben erst höre ich, daß Du krank seist, und komme, Dich zu fragen, ob ich Dir irgend dienlich werden könne, denn ich habe Zeit, wenn auch sonst gerade nichts, was Dir unmittelbare Hülfe bringen könnte. Brauchst Du einen Arzt?“ fragte ich ihn.

Ueber das abgezehrte Gesicht des Leidenden flog ein spärliches Freudelächeln, sein Auge gewann etwas mehr Lebhaftigkeit bei solcher Anrede und Frage, und er richtete es matt nach mir hin; auch mühete er sich, mir die Hand zum Empfang zu reichen, doch ließ er sie sogleich wieder sinken. „Gott vergelte Dir,“ hauchte er, „daß Du nach mir fragest, alle meine Bekannten sind verreiset, können sich also nicht um mich kümmern, sonst habe ich Niemanden, meinem Hauswirthe schulde ich ein ganzes Jahr den Miethzins, und ich danke ihm, daß er mich wenigstens noch hier duldet und mir Mittags etwas Suppe und sonst ein Glas Wasser reichen läßt — Arznei, ach die kann ich nicht bezahlen, ach ich habe keinen Pfennig, den ich mein nennen könnte, Eltern und Verwandte habe ich nicht, an die ich mich Hülfe bittend wenden könnte; ohnedem kann meine schwache Hand ja keine Feder führen; nun bin ich darein ergeben, daß ich sterben werde, es wird auch Niemand,

um mich trauern — wäre ja etwas, wovon ich glaubte, daß es mich erquicken könnte, so wäre es wohl ein Apfel — wolltest Du mir dazu helfen, ach so wollte ich Dir herzlich danken."

„Des Kranken Worte füllten meine Augen mit Thränen, und in meinem Innern sprach es: verlaß den Armen nicht. „Lieber, guter, armer Tarnow," rief ich, „verzage nicht! Noch wird ja Hülfe nicht zu spät sein; ich will bei Dir bleiben, bei Dir wohnen, will Dich pflegen, vor allen Dingen aber will ich geeignete Schritte thun, harre für jetzt nur ein Stündchen!"

„Der Blick des armen Kranken ward wie der Blick eines Verklärten, er richtete matt das lächelnwollende Auge nach mir, und erhob aufs Neue die Hände als wie zum Beten.

„Eiligsten Schrittes rannte ich zu dem Professor V., den ich als einen menschenfreundlichen, lieben Mann kannte; ich beschwor ihn, dem kranken Tarnow zu Hülfe zu kommen. Es bedurfte kaum eines Wortes und er ging sogleich mit mir.

„Es war wahrhaftig nicht viel Zeit übrig," meinte der liebe Professor beim Rückgange zu mir, „morgen möchte ich wohl zu spät gekommen sein; nun, ich will ihm schon wieder auf die Beine helfen; besorgen Sie nur sogleich das Recept in der Apotheke, und sagen Sie, daß man es auf meine Rechnung setze."

„Ich eilte zur Apotheke, wo man mir sagte, daß die Anfertigung der Arznei wohl ein Stündchen Zeit erforderte. So eilte ich denn einen anderweitigen Gang zu thun für meinen Kranken, ich eilte zum würdigen Superindenten, dessen Wohlwollen ich mich zu erfreuen hatte. Ich hätte mich über mich selbst wundern mögen, wie ich vor diesem Manne ein wahrer Redner ward, denn ich sprach mit solcher Wärme, daß der liebe Mann, den ich hinter seinen Büchern fand, mir freundlich entgegentrat, mich für mein Bemühen belobte, und mir die Versicherung gab, daß er es dem Kranken nicht wolle fehlen lassen, auch mir sogleich einige Thalerstücke in die Hand gab, mit dem Bedeuten, davon dem Kranken sogleich etwas zu verschaffen, was ihm ersprießlich sein könnte. Hierzu trat seine, gleich ihm würdige, Gattin ein, der der liebe Mann mein Anliegen mittheilte. — „Ach mein Gott," rief die Treffliche, der ich im Uebermaße meiner Freude ehrerbietigst die Hand küßte, „dem guten Menschen soll es ja nicht fehlen, die Köchin soll ihm jeden Morgen, Mittag und Abend etwas hintragen. Sagen Sie mir doch, Herr Milling" — fuhr die Ehrwürdige fort — „hat denn der arme Patient auch ein gutes Bett? hat er Wäsche und Kleidung? hat er Wartung?" — Ich zuckte die Achsel. „Was das Letztere, die Wartung betrifft," sprach ich, „da habe ich bereits mich selbst für seinen Wärter erklärt." — „Nun das ist ja schön, mein Guter" — sprach sie — „das wird Gott Ihnen lohnen; sehen Sie übrigens selbst nach, womit dem Kranken etwa zu helfen sein möchte — kommen Sie nur hübsch wieder, und berichten Sie mir wie es mit ihm steht!" —

„Ach wie selig fühlte ich mich, für den armen Tarnow ein Vermittler sein zu können. Jetzt eilte ich wieder zur Apotheke, und nahm in Empfang, was dem Kranken helfen sollte. — Nun brachte ich meinem Tarnow Arznei und alle erhaltene freundliche Zusagen, und einstweilige silberne Hülfe. Nächstdem war es mein Erstes, das Stübchen des Kranken heizen zu lassen, denn das Material dazu hatte ich mir vom benachbarten reichen Kaufmanne erbeten, und in Folge dessen war der Markthelfer wohl eine Stunde beschäftigt, Brennmaterial herüber zu schaffen. Mein Zweites war,

meine ganzen, freilich wenigen Habseligkeiten in Tarnow's Stübchen bringen zu lassen, dem ich zurief: „Nun sieh, da bin ich und will bei Dir bleiben und Dich pflegen, bis Du, wie der joviale Doktor versichert hat, wieder auf den Beinen bist. — Ach ich vergesse heute noch nicht, wie der arme Tarnow mit seinen matten Augen mir dankte.

„Die Arznei that fast Wunder, und machte den armen Schwachen nach und nach immer kräftiger: hiezu waren auch die vielen gesendeten Erquickungen wirksam, von deren Erfolge ich der freundlichen Spenderin täglich rapportirte. Der liebe herrliche Doktor half nicht blos mit seiner Arznei, sondern hatte sogar, ach der herrliche Mann! bei dem Hauswirth Tarnow's Rückstände gedeckt, was aber dieser erst später erfuhr. — Ueberdem war von Tarnow's Zustande und Verhältnissen auch Mehreren Kunde geworden, welche thätigen Antheil an seinem Geschick nahmen. Da war z. B. der reiche Ungar Christoffy, der den Freund der erzgebirgisch-ungarischen Landsmannschaft besuchte und einige Kremnitzer Dukaten zurückließ; nicht weniger auch Andere, die gleiche Spenden verehrten. Kurz, dem guten Tarnow war geholfen, nicht blos auf die Beine, sondern auch zu manchem andern Erklecklichen; und als der Dezember ins Land zog, war Tarnow so gesund wie einer. Das Christfest aber brachte ihm eine besonders werthvolle Christbescherung. Es ward ihm, da er eben über seinen Büchern saß, die Meldung, daß ihm ein Stipendium von fünfzig Thalern beschieden worden sei, welches sofort zahlbar wäre.

„Ich vergesse nie des Augenblickes, wo, als ich wieder in mein Stübchen gezogen war, und eben über meinen Collegienheften saß, Tarnow bei mir eintrat — nein, hereinstürzte, auf mich zu, mich unter Schluchzen umhalsete und mit seinen Umarmungen zu erdrücken drohte, dann zurücktrat, aber aufs Neue mich herzte und weinte. — „Was ist Dir denn, guter Tarnow?" fragte ich erstaunt. — „Ach Bruder, Engel, Retter!" war Alles, was er sprechen konnte, aber nur unter lautem Schluchzen. — „Ach, ich wäre längst in die Erde gebettet," — rief er, vom Weinen unterbrochen — „ich wäre längst vergessen, aber Du, Du treue Seele, hast mich gerettet meine Zunge ist zu schwach, um Dir zu danken, meine heißen Thränen mögen Dir sagen, was ich fühle. — Der dort oben mag Vergelter sein, denn ich kann es nicht — ach laß Dich herzen, laß Dich küssen — der ewige Vergelter lohne Dir!" — —

„Ich verstand, was der gute Mensch sagen wollte — ich weinte mit ihm — wir weinten Beide, und unsere Thränen flossen in einander, aber sie waren nicht schmerzlich, nicht brennend, — es war, als wären wir Verklärte in seliger Umarmung verschmolzen.

„Ich wehrte möglichst seine Danksagungen ab, und freute mich nur, ihn wieder genesen, froh und glücklich zu sehen; aber seine Freude hatte keine Gränzen. — „Möchte nur" — sprach er wieder, und mich immer wieder umhalsend — „die waltende Vorsehung es mir vergönnen, darzuthun, wie ich es fühle, an Dir meinen Freund, Engel und Retter zu kennen!" —

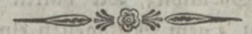
„Es war mir eine selige Stunde. Ich schloß mich ganz diesem edlen guten Menschen an, und wir waren auch fortan Eins in Zweien. — Als wir uns am gleichen Tage trennten, da wir von Wittenberg schieden, gab es noch eine schwere schmerzliche Abschiedsstunde, deren Erinnerung nie aus meiner Seele geschwunden ist, und — ach wie wunderbar — heute, jetzt zu dieser Stunde so lebendig wieder in mir wird. — So soll ich denn jetzt, nach so vielen Jahren wieder etwas von dem gu-

ten Tarnow hören! — Wer weiß denn aber, was mir die gute Seele meldet — möchte es Frohes sein! —

So erzählte Papa, zündete eilig den Wachsstock an, gab Allen noch den Gutenachtskuß, erinnerte aber, daß sie möchten noch so lange beisammen verbleiben, als sie nur wollten; sprach noch: „da hier, leset Ihr unterdeß den Brief — ich werde seinen Inhalt auch morgen noch zeitig genug erfahren — nun so denn eine gute Nacht, und zum morgenden Festtag ein frohes Erwachen!“

Auch die Mutter, die, wie sie meinte, heute zu lange verweilt hatte, ging zur Nachtruhe — das junge Völkchen blieb noch ein Stündchen allein, erzählend, scherzend und lachend. Da aber verkündete des Wächters Horn, daß es Zwölf geschlagen habe, und alle flüchteten sich neckend und schäkernd in die Betten. Nur Julius blieb zurück, rückte sich das Licht zurecht, denn er mußte noch den fremden so weit hergekommenen Brief lesen.

(Fortsetzung folgt.)



Gute Compagnie.

Es handeln A B C in Compagnie mit Wein,
Und richten ins Geschäft sich ganz vortrefflich ein.
A tauft den edlen Geist, B lobt ihn und verkauft ihn;
Doch C, des Kleeblatts Drei, ist klüger noch und sauft ihn.

Der junge Rittmeister.

„Unser Regiment lag in Courtray“ — so erzählte ein französischer Offizier seinen Freunden — „als eine Rittmeister-Stelle durch den Tod eines Kameraden erledigt wurde. Die Wiederbesetzung derselben hing von der Regierung ab, die gewöhnlich ihre Günstlinge in solche Posten einschob, ohne der Zurücksetzung zu achten, die dadurch alten, mit Wunden bedeckten Offizieren widerfuhr. Man erwartete jeden Augenblick den Unglücklichen, um ihn das ganze Gewicht des Unwillens fühlen zu lassen, den sein ungerechter Einschub erregt hatte.

Fabry, der älteste Lieutenant des Regiments, war durch sein Verdienst am meisten berechtigt, das Kommando der Schwadron zu erhalten. Er war tapfer, hatte eine gute Erziehung genossen, und wurde von seinen Kameraden sehr geliebt, aber zugleich kannte man ihn als furchtbar heftig.

Einige Wochen waren so vergangen, ohne daß man in Erfahrung gebracht, wer die Rittmeister-Stelle erhalten würde, als wir eines Tages im Kaffeehause die Nachricht erhielten, der neue Rittmeister sei angekommen, und im Begriff, sich bei dem Chef des Regiments zu melden. Sogleich beschlossen wir, bei dieser Zusammenkunft uns einzufinden, und Jeder suchte nach einem Vorwande, den Obersten zu sprechen.

Als ich eintrat, hörte ich den Kommandeur sagen: „Ich hoffe, Herr Rittmeister, daß Sie sich des Dienstes eifrig annehmen werden und nicht die in Paris üblichen Laster zum Regiment mitbringen.“

Melin, so hieß der Rittmeister, antwortete „Herr Oberst, ich werde meine Kameraden mir zum Beispiel nehmen!“ und sich hierauf zu uns wendend, sagte er mit einem Tone: „Meine Bemühungen, Ihre Freundschaft zu gewinnen werden mir Ihren gütigen Rath zusichern, der mir bei meiner Unerfahrenheit von großem Werth ist.“

Der Oberst erwiderte ihm mit Härte: „Es ist sehr stark, einem Jünglinge, der so eben erst die Schule verlassen, den Befehl

über eine Schwadron zu geben. Sie hätten sich für ihr Alter mit einem geringeren Grade begnügen sollen. Sehen Sie da ihren Lieutenant, muß es ihm nicht schmerzlich sein, einem jungen Menschen, der nicht die geringste Kenntniß vom Militärfach hat, untergeordnet zu sein?"

Ohne Verlegenheit blicken zu lassen, sagte Melin: „Herr Oberst, ich bin durchdrungen von der Wahrheit Ihrer Worte, und ich werde nicht zögern, meinen Abschied zu nehmen, wenn Sie die Ueberzeugung gewinnen, daß ich meinem Posten nicht mit Ehren vorstehe!"

Melin hatte Fabry aufmerksam betrachtet, als der Kommandeur ihm diesen als seinen Lieutenant bezeichnete. Bei dem Herausgehen aus der Wohnung des Obersten näherte er sich demselben, und ersuchte ihn höflich, ihn seinen Kameraden vorzustellen, Fabry bedeutete ihm trocken: er bedürfe dazu keines Hofmeisters, er möge sich nur allein einführen. Zornröthe überflog bei diesen Worten Fabry's das Gesicht Melin's; er beherrschte sich aber, antwortete mit einer Höflichkeits-Formel, und zog sich zurück, wohl fühlend, daß er nie im Regimente geliebt werden würde.

Am folgenden Tage besuchte Melin jeden einzelnen Offizier, wurde jedoch nirgends angenommen, und hörte sogar, wie Viele mit lauter Stimme sich verleugnen ließen. Keiner erwiderte seinen Gruß, Niemand beantwortete seine Fragen, und deutlich ließ Jeder ihm seine Verachtung blicken. Befand er sich im Kaffeehause, und wollte sich mit Jemand zu einer Partie Billard angagiren, schlug man es ihm ab, und nahm zu gleicher Zeit die Einladung eines Andern an, ohne sich gegen ihn nur im Geringsten zu entschuldigen. Eines Tages wurde das Urtheil der Zuschauer verlangt, um einen zweifelhaften Stoß zu entscheiden. Melin, durch den Aufwärter herbeigerufen, wollte seine Meinung abgeben; aber Fabry entgegnete barsch: „Ich erkenne das Urtheil dieses Herrn nicht für gültig, in so weit es mich betrifft." Ein Lieutenant bemerkte hierauf um den Streit anzufachen, Fabry solle den Grund seiner Weigerung angeben. — „Weil dieser Herr mir mißfällt!" antwortete Fabry. — Jeder war der Meinung, daß Melin diese neue Beleidigung nicht ruhig würde hingehen lassen, allein dieser erwiderte nichts, verließ nach einiger Zeit das Kaffeehaus und kehrte nicht wieder dorthin zurück.

Melin fand in dem Platz-Kommandanten einen alten Freund seines Vaters, der ihn mit der zuvorkommendsten Güte empfangen hatte. Diese vergalt ihm doppelt die Erbitterung seiner Feinde; übrigens war er pünktlich im Dienst, und erfüllte genau seine Pflichten, so daß ihm öffentlich keine Beleidigung zugefügt werden konnte. Aber die Gelegenheit ergab sich bald.

Eine Eskadron Husaren, mit welcher wir kurz vorher den Vorposten-Dienst gehabt, bezog unsre Garnison; wir hatten die Offiziere derselben zu einem Mittagessen eingeladen, und Melin konnte sich nicht füglich ausschließen.

Ich muß Ihnen hier bemerken, meine Herren, daß ich damals schon Rittmeister war und keinen persöhnlichen Widerwillen gegen Melin hatte; im Gegentheil gingen mir die ersten Beleidigungen, die er erfahren, zu Herzen, und ich würde ein Lobredner seiner Klugheit und Umsicht gewesen sein, wenn dies nicht dem, beim Militär damals gebräuchlichen Tone ganz zuwider gewesen wäre; ich hätte mich denselben Ausfällen meiner Kameraden ausgesetzt, und war so gezwungen, die Zuvorkommenheiten Melin's mit Kälte zu erwidern. Doch fing ich an mich für ihn zu interessiren, seitdem ich seine guten Eigenschaften erkannt hatte, und war bei diesem Banquett

darauf bedacht, ihm wo möglich Verdruß zu verhüten. Durch seine Liebenswürdigkeit gelang es ihm bald, die Freundschaft der Husaren-Offiziere zu gewinnen, welche nicht das geringste Vorurtheil gegen ihn hatten. Sie umgaben ihn mit Enthusiasmus, hörten seinen launigen Einfällen zu, und wir Uebrigen, die wir ihn zum ersten Male erzählen hörten, mußten seine klugen Aeußerungen, seinen sprudelnden Witz und besonders die Jovialität bewundern, mit der er es verstand, seine Ueberlegenheit nicht fühlbar zu machen.

Der Enthusiasmus für Melin nahm zu, da sagte Fabry plötzlich zu einem der Husaren-Offiziere: „Wie, ist es möglich, Gelert, daß ein alter Veteran, wie Sie, sich durch das Geschwätz eines Menschen täuschen läßt, der durch Gunst seine Rittmeisterstelle erlangt.

„Ja wohl, Herr Major," erwiderte Melin; „ich bin nicht so glücklich, durch meine Verdienste oder durch die Wahl meiner Kameraden diesen Posten erhalten zu haben; aber ich erwarte sehnlichst den Augenblick, um zu beweisen, daß ich würdig bin, unter derselben Fahne zu kämpfen."

„Gut, sehr gut!" antwortete Gelert; „aber Fabry hat sie so eben beleidigt, und sie haben ihm nicht darauf geantwortet; sind sie denn ganz ohne Ehrgefühl?"

„Er ist ein elender Feigling!" rief Fabry heißglühend mit Abscheu aus.

Melin wandte sich zu Gelert und sagte ruhig: „Ich würde bei Ihrer Beschuldigung nicht gleichgültig bleiben, wenn ich irgend eine ehrenrührige Handlung begangen hätte; aber ich bin fest überzeugt, daß Niemand mir etwas der Art zur Last legen kann."

„Wie," fuhr Gelert auf, „ist es nicht eine Schande, sich einen Feigling schelten zu lassen?"

„Nein, Herr Major! Ich würde mich für entehrt halten, wenn diese Beschimpfung durch irgend eine That meinerseits wahr wäre; so aber fällt sie auf Den zurück, der sie ausgesprochen. Selbst der untadelhafteste Ruf kann durch einen Erbärmlichen, einen Trunkenen, oder durch eine nichtswürdige Zunge angetastet werden."

„Mag das sein, wie es will," entgegnete Gelert, „wir Soldaten sehen dergleichen Dinge aus einem andern Gesichtspunkt an. Eine Beleidigung kann nur durch Blut vergessen gemacht werden; so will es der alte Brauch."

„Verzeihen Sie, Herr Major, dieser Gebrauch ist nicht so alt, als Sie vielleicht glauben, die Griechen und Römer —!"

Hier wurde er durch das Geschrei unterbrochen: „Die französischen Gebräuche sind die, welche Franzosen befolgen müssen."

„Das ist auch meine Meinung," sagte Gelert; „und Sie, Herr Rittmeister, müssen sich mit Fabry schlagen, falls er sich nicht auf eine Entschuldigung versteht."

„Ich niemals!" antwortete Fabry; „ich wiederhole, was ich gesagt."

„Dann, Rittmeister Melin," fuhr der Major fort, „müssen Sie entweder die Ihnen gebührende Verachtung erdulden, oder die militärischen Ehrenzeichen ablegen."

„Ich fasse nicht die Nothwendigkeit, zu einem dieser Extreme meine Zuflucht nehmen zu müssen," erwiderte Melin, ohne sich außer Fassung bringen zu lassen; „ich glaube vielmehr, daß mein Kamrad Fabry, wenn er sich eines Bessern besonnen, sich gewiß der Aeußerungen schämen wird, mit denen er mich verfolgt, und mich zum Opfer seines Mißgeschicks machen will, das er in seiner Carriere erfährt."

Bei diesen Worten wandte er sich nach der Thür, aber Fabry rief mit hochfahrendem Tone: „Ich hoffe, mein Herr, daß Sie, ehe Sie das Zimmer verlassen, mir anzeigen wer-

den, welche Stunde Ihnen morgen früh am angenehmsten ist!" — Melin kehrte mit Ruhe zurück, erwidernd: „Und ich erwarte, Herr von Fabry, daß Sie innerhalb dreier Tage vernünftiger sein werden, und diesen Herren zeigen, daß es nicht nöthig sei, wegen eines unbedachten Wortes Blut zu vergießen." Von allen Seiten ertönte ein Geschrei der Verachtung. Melin entfernte sich. Jetzt versammelten sich sämmtliche anwesende Offiziere, und beschlossen, Melin müsse sich mit Fabry schlagen, oder seinen Abschied nehmen.

(Beschluß folgt)

Anekdote.

Todes-Anzeige. „Das Muster eheloser Zärtlichkeit, das Weib, wie es sein sollte, und noch keineswegs gewesen ist, die holde Gattin ist nicht mehr. Sie starb an den Folgen der unerforschlichen Wege der Vorsehung, im noch nicht einmal vollendeten 89. Lebensjahre. Es giebt Leiden, von denen sich die Begriffe keine Vorstellung machen können, zu denen gehört meine hingeschiedene, theure Ehegenossin, deren Herzensgüte rücksichtslos, und deren Wandel beispiellos war. So war auch unsere Ehe kinderlos, da wir bis jetzt noch nicht mit Nachkommen gesegnet sind. Wer diesen Verlust in seinem ganzen Abscheu zu würdigen weiß, wird der Hingeschiedenen noch im Grabe eine getreue Kunde bleiben und die von ihr betriebene Putzhandlung nicht im Stiche lassen, da ich diese mit vier jungen Putzmamsellen, den einzigen mir gebliebenen Trösterinnen, fortsetzen werde."

Tags-Begebenheiten.

Berlin. An unsern König ist eine Einladung Ihrer Majestät der Königin von England gelangt, den dort geborenen Thronerben über die Taufe zu halten, und Se. Maj. werden daher in der Mitte d. M. nach Windsor abreisen.

Berlin. Man erzählt hier, Se. Maj. der König werde den 13. Juli zur silbernen Hochzeit der Kaiserin nach Petersburg reisen. Auch spricht man von einem Besuche des Königs von Dänemark, des Kronprinzen von Dänemark und dessen Gemahlin nach der Rückkehr unsers Königs aus England. — Die bevorstehende Vermählung der Prinzessin Marie, Cousine Sr. Majestät, (Tochter S.. k. H. des Prinzen Wilhelm, Oheim des Königs) mit dem Kronprinzen von Baiern, erregt hier viel Freude. Sie soll den 15. Oktober, an welchem Tage die Prinzessin 17 Jahre alt wird, statt finden.

Breslau. Ihre Majestät die Königin haben den Oberinnen der beiden hiesigen Jungfrauenklöster zum Weihnachtsfeste jeder ein großes silbernes Cruzifix zur Erinnerung an Allerhöchstihre Anwesenheit in gedachten Klöstern als Geschenk übersendet. Zugleich empfing die Freiin Clotilde v. Hundt welche Ihre Maj. im Ursulinerinnenkloster angeredet und ein Gedicht überreicht hatte, eine goldne Broche. — Auf Befehl Sr. Maj. des Königs wird, dem Vernehmen nach, ein Glockenthurm auf dem Dachstuhl der Kirche zu Kamenz (bei Frankenstein) errichtet werden; auch sollen die Kirchenfenster im gothischen Baustyle hergestellt und das herrliche Schnitzwerk des Hochaltars zur bessern Conservirung mit Oel getränkt werden.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte:
Eulenspiegel.

Charade.

Mein Erstes der Freundschaft, mein Zweites der Liebe,
Mein Ganzes der Ehrfurcht geheiligtem Triebe!

☞ Diese Zeitschrift, welche wöchentlich einmal erscheint, ist durch alle Königl. Postämter für den vierteljährigen Pränumerations-Preis von 12 Sgr. portofrei zu erhalten.

Verleger und Redakteur E. T. Schiggel.